Was nennst du mich Schlampe, Bitch?!

Autor(en): **Riedener, Corinne**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **20 (2013)**

Heft 222

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-884463

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Was nennst du mich Schlampe, Bitch?!

Text Corinne Riedener
Fotografie Elias Raschle

Alkohol- und Rauchverbot, Wegweisungen, Sicherheitspatrouillen – müssen die Städte ihren Nachwuchs wirklich so erziehen? Zeit für einen Augenschein im nächtlichen St.Gallen.

Die letzte Schlägerei, die ich miterlebte, ereignete sich in der Silvesternacht vor dem Engel. Kurz vor dem Morgengrauen kreuzte ein Betrunkener mit abgebrochener Flasche unseren Weg. Sein Zielobjekt stand einige Meter entfernt und brüllte etwas Unverständliches. Dann knallte es. Erst nachdem sich mehrere Zaungäste eingemischt hatten, endete der Spuk. Das Resultat: vermieste Stimmung, kaputte Flaschen und ein Barkeeper mit gebrochener Nase.
Vorfälle wie dieser sind bedauerlich, aber nicht ungewöhnlich im städtischen Nachtleben. Und sie rufen in regelmässigen Abständen besorgte Bürger und wahlkämpfende Politikerinnen auf den Plan. Alkohol- und Rauchverbot, Wegweisungsartikel oder private Sicherheitspatrouillen – die Erwachsenen wollen ihren Nachwuchs zügeln und lassen sich dafür einiges einfallen. So hat kürzlich auch der Schweizerische Städteverband (SSV) wieder neue Vorschläge gegen «nächtliche Exzesse» präsentiert: Im aktuellen Bericht plädieren die Herausgeber unter anderem für ein Alkoholverkaufsverbot im Detailhandel ab 22 Uhr oder eine weitere Erhöhung des Alkoholpreises.

Doch braucht eine Stadt wirklich derart repressive Massnahmen? Weiss man überhaupt, wie die Sanktgaller Jugend derzeit so tickt?

Freitag, 19.30 Uhr, St.Mangen
Es nieselt. Obwohl die Temperaturen seit langem wieder einmal über den Gefrierpunkt gekrochen sind, ist es nicht wirklich warm. Dennoch stehen sechs Jugendliche beim St.Mangen-Brunnen. Auf der Parkbank ein Sechserpack Quöllfrisch, mehrere Red-Bull-Dosen und eine Flasche Wodka. Die Stimmung ist gut, Musik kommt aus einem iPhone. Rihanna singt. Die zwei Mädchen der Gruppe tragen glänzende High Heels, kurze Röcke und Leggins. Sie schlottern ein wenig und nuckeln abwechselnd am Wodka, den sie mit Orangensaft trinkbar gemacht haben.

«He, du! Hast du eine Zigi?» Ob sie denn nicht kalt hätten, frage ich, die Packung hervorkramend. Sie winken ab. «Die Leggins geben recht warm», sagt die Blonde mit den viel zu stark geschminkten Augen und der makellosen Haut. Ob sie wohl schon volljährig ist? Die Frage erübrigt sich, als Nummer Sieben mit grünem Wodka aus der 24-Stunden-Tankstelle kommt. «Yo, nächstes Mal kann jemand anderes euer Gesöff besorgen», sagt er und drückt der Blonden die Flasche in die Hand.

Der Wodka-Lieferant öffnet ein Bier, zündet sich eine Zigarette an und lässt sein iPhone den neuen Sido-Track spielen. Ich frage, wohin es denn noch gehen soll. «Tanzen, natürlich!», antworten sie im Chor. Dafür sei es aber noch zu früh, darum seien sie hier am Chillen. Und wieso draussen? «Bars sind teuer und Rauchen ist verboten», meint einer der Kappen-Träger. «Und vor zehn oder elf läuft in den Clubs eh nichts.»

«St.Gallen gilt zwar als Ostschweizer Ausgangsmeile, wir beurteilen die momentane Situation aber als konstant», sagt Benjamin Lütolf, Mediensprecher der Stadtpolizei St.Gallen. Und ergänzt: «Natürlich ist das wetterabhängig.» Durchschnittlich müsse man an den Wochenenden etwa zwei- bis fünfmal ausrücken wegen betrunkener Personen. Dabei hält er fest, dass dies keineswegs nur Minderjährige seien. «Oft sind auch Leute zwischen zwanzig und dreissig involviert.» Über die Präventivwirkung eines Alkoholverkaufsverbots will Lütolf nur mutmassen: «Einerseits wäre der spontane Zugang zu Alkohol erschwert, andererseits würde sich ein Teil der Verkäufe wohl verlagern.»

Freitag, 21.50 Uhr, «Avec» am Bahnhof
Es ist kurz vor Ladenschluss, vor dem Avec steht eine Menschentraube. Von Jung bis Alt ist alles dabei. Milch und Brot kaufen allerdings die wenigsten – dafür Bier, Wein und Schnaps, wie die vollen Taschen zeigen. «Ihr habt wohl noch was vor», sage ich zu einer Gruppe und deute auf die Sixpacks und Erdbeerweine, die sich zu ihren Füssen stapeln. «Eigentlich nicht», sagt eine Frau Mitte zwanzig und drückt mir ein Bier in die Hand. «Aber die Getränke in den Clubs sind dreimal so teuer. Darum glühen wir draussen vor.» Und angenommen, hier gäbe es ab zwanzig Uhr keinen Alkohol mehr zu kaufen? Einhelliges Grinsen. «Dann würden wir das Zeugs halt früher posten und irgendwo bunkern. Wir sind ja nicht blöd.»

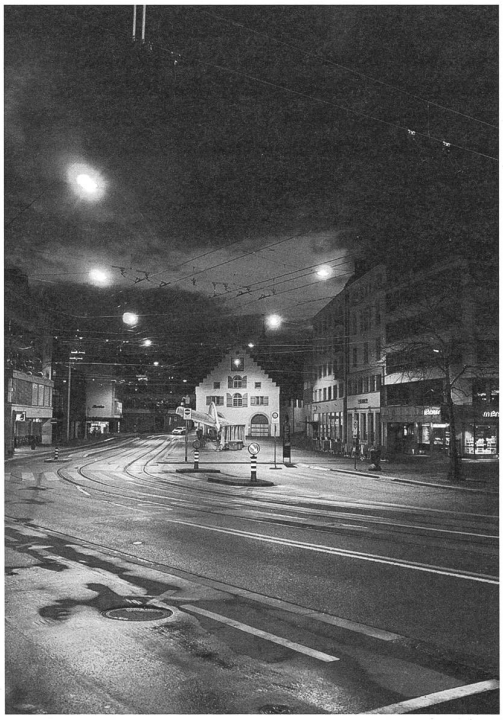
Samstag, 23.00 Uhr, Poststrasse
«Da bist du ja, Schlampe!», schreit es aus einem Hauseingang. Eine junge Frau rennt auf den Eingang zu. Erst jetzt wird mir die Ironie der Szene bewusst: Die beiden Mädchen fallen sich lachend in die Arme. «Was nennst du mich Schlampe, Bitch?!», gibt das vermeintliche Pöbelopfer zurück. Dann setzen sie sich auf die Treppe und nippen vergnügt plaudernd am «Schüga». Nebenan fressen sich zwei Verliebte fast auf. Einige Schritte weiter funktioniert ein angehender Mann die Blumentöpfe zu einem Klo um.

Auf der gegenüberliegenden Strassenseite kracht es kurze Zeit später dann doch noch. Eine Gruppe junger Männer ist aneinandergeraten. Der Grund ist nicht ganz klar. Offenbar hatte sich einer der sechs Halbwüchsigen der falschen Frau an den Hals geschmissen. Sie fluchen, pöbeln, schubsen. Einer verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden, wirft eine Bierflasche. Gelächter. Nur fünf Minuten später stehen beide Parteien wieder einträchtig beieinander und lassen eine Schnapsflasche kreisen. Etwas abseits leidet eine junge Dame an Bier-Bulimie. Eine Freundin hält der Kotzenden die Haare zurück.

Samstag, 01.00 Uhr, ein Club wie viele andere
Drinnen läuft elektronische Musik. Draussen stehen etwa fünfzehn Leute und rauchen. Einige stampfen rhythmisch mit. Eine Aufwärmstrategie? Oder die normalen Nebenwirkungen von Pillen, Pülverchen und Co? Die Stimmung ist jedenfalls entspannt – auch bei den Sicherheitsleuten. «Wo Alkohol fliesst, wird halt auch mal gepöbelt», sagt der Einsatzleiter. «Es hält sich aber in Grenzen. Lärm und Abfälle machen eher Probleme.» Meist seien sie zu sechst – vier Leute draussen, zwei im Club. «Eine wirksame Strategie. Die Situation heute ist bedeutend besser als noch vor einem Jahr. Ich glaube aber, dass der Konsum von chemischen Drogen zugenommen hat. Vor allem bei Min-

Urs Benz, Leiter des städtischen Jugendsekretariats, stellt klar: «Aus unserer Sicht hat St.Gallen zurzeit kein Problem mit trinkenden Jugendlichen. Es sind einige wenige, die aus der Reihe tanzen.» Vor dreissig oder vierzig Jahren habe es in der Innenstadt viel mehr «gräblet». «Ich kann mich gut an die Zeit erinnern, als die Katharinengasse noch voller Rocker war und das Jugendhaus wegen Alkohol, Drogen und Gewalt sporadisch geschlossen werden musste. Oder an die Hechtbesetzung Ende der Achtziger. Und daran, wie es im Linsenbühl früher zur Sache ging.» Seit gut sieben Jahren habe man die aufsuchende Jugendarbeit im Zentrum der Stadt. Diese arbeite eng mit der Stadtpolizei und der Stiftung Suchthilfe zusammen. «Diese Zusammenarbeit ist zentral. Man sollte weiterhin auf diesen Dialog mit den Jungen setzen und weniger auf Repressionen.»

Andrea Thoma ist eine dieser Jugendarbeiterinnen. Wie Benz zweifelt auch sie an der Wirkung von Alkoholverkaufsverboten und anderen Repressalien. «Junge brauchen ihre Freiräume und wollen ernstgenommen werden. Zudem kann übermässige Autorität Trotzreaktionen provozieren.» Man müsse das Verhalten der Jugendlichen immer auch im Kontext ihrer jeweiligen Lebenssituation bewerten. «Viele machen sich Sorgen wegen ihrer Berufswahl, der Lehrstelle oder dem Studium. Das kann sich in manchen Fällen in aggressivem Verhalten entladen.»



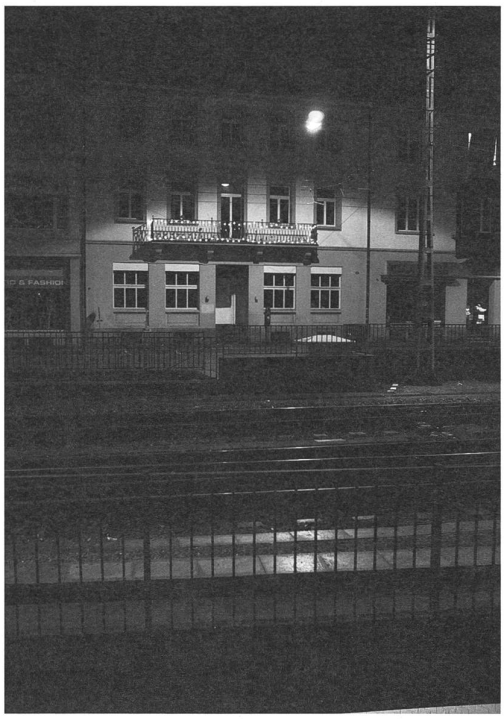
derjährigen.» Etwas widerwillig lässt mich der Sicherheitsmann durch die Absperrung.

Durchrangeln durch die pulsierende Menge bis zur Damentoilette. Die Frauen in der Schlange spielen mit ihren Handys, zupfen an ihren Outfits oder frischen den Lippenstift auf. Nicht wenige quetschen sich zu zweit oder zu dritt in die Kabinen. Aus der Toilette rechts hört man das Klopfen von Plastik auf Keramik. Dann schnieft es viermal. Erfahrenere Konsumentinnen hätten vermutlich während des Schnupfens die Spültaste gedrückt.

Was es denn sei und ob sie etwas übrig hätten, frage ich, als zwei junge Frauen rauskommen. «Speed», antworten sie misstrauisch. «Sorry, wir haben nicht mehr viel übrig. Aber wenn du willst, bringen wir dich zu dem Typen, der es uns vertickt hat.» Unter all den Tanzwütigen erweist sich die Suche aber als aussichtslos. Bei der gemeinsamen Zigarette erzählen die Studentinnen, dass sie nur ab und zu Party-Drogen konsumieren. «Nicht dass du jetzt denkst, wir machen das regelmässig», sagt die Kleinere. «Die Musik fährt halt einfach besser ein und du kannst tanzen bis zum Umfallen. Wir sind schliesslich nur einmal jung.» Sie schnippt die Zigarette weg und bläst den Rauch in den Nachthimmel. Dann verschwinden die beiden, zapplig wie Discolichter, mit lachenden Gesichtern und erhobenen Armen.

Samstag, etwa 02.00 Uhr, vor einem ähnlichen Club
«Du – halt mal kurz den Drink», befiehlt mir ein etwa Dreissigjähriger sichtlich angetrunken. «Ich hab' mit dem Türsteher ein Hühnchen zu rupfen.» Dann steuert er mit forschem Blick auf den behandschuhten Hünen am Eingang zu. Dieser stellt sich breitbeinig und mit verschränkten Armen vor sein Revier. Kein Einlass. «Dann sag mir endlich den Grund!» «Weil ich es sage. Und jetzt verzieh' dich, Arschloch.» Die Antwort des Hornbrillenträgers kommt postwendend und nonverbal: Er spuckt dem Sicherheitsmann ins Gesicht. Dann sucht er das Weite. Ohne seinen Drink.

Samstag, 03.30 Uhr, 24-Stunden-Tankstelle
«Hunger» – das hat sich wohl auch der Herr mit der feuchten Aussprache von vorhin gedacht. Mittlerweile hat er seine Freunde wieder gefunden und sitzt im Bistro vor einem Schnitzelbrot. Es ist fast bis auf den letzten Platz besetzt – mit Jüngeren, Älteren, Taxifahrern und Leuten aus der Gastronomie, die ihr Feierabendbier geniessen. Der Türsteher ist immer noch Thema. Nach einer zehnminütigen Lästerrunde kauft sich die Gruppe einen Schlummertrunk und rekrutiert den Taxifahrer am Nebentisch. «Zur Flurhofstrasse, bitte. Dort steigt noch eine Haus-Party.» Dann verschwindet das Taxi in der Nacht.



Auf solche Szenen angesprochen, reagiert Roy Fankhauser empfindlich. «Das Klima an der Tür steht und fällt mit dem Verhalten der Türsteher», sagt der Geschäftsführer der Birreria. «Ich empfehle meinen Mitarbeitern, stets ruhig zu handeln und im Zweifelsfall potentielle Unruhestifter kurz zur Seite zu nehmen.» Ein Gespräch bewirke mehr als autoritäre Drohgebärden. Fankhauser nennt das «Erziehungsarbeit». «Bei uns funktioniert diese Taktik. Wir haben selten Ärger.»

In dieselbe Kerbe schlägt auch F., der seinen Namen nicht nennen will. Er führt seit acht Jahren einen Sicherheitsdienst und legt grossen Wert auf die Sozialkompetenz seiner Angestellten. «Wir verstehen uns als Mediatoren. Im Vergleich zu anderen Firmen setzen wir auf ein dezentes und freundliches Auftreten.» Dank diesem seien seine Leute nur selten in handfeste Konflikte verwickelt. «Generell beurteilen kann ich es nicht, aber wir haben den Eindruck, dass die Gewaltbereitschaft nicht gestiegen ist.» Sorgen macht dem Sicherheitschef eher der Drogenkonsum: «Die Situation auf den Toiletten ist ruhiger geworden. Ich würde daher fast behaupten, dass heute weniger Pulver-, dafür mehr Pillenförmiges konsumiert wird. Immer wieder müssen wir uns um Leute kümmern, die zu viel oder etwas Falsches genommen haben. Um welche Drogen es sich jeweils handelt, wissen wir aber selten.»

Was der Augenschein nicht zeigte: Die Stadtpolizei musste an diesem Wochenende dreimal wegen Tätlichkeiten intervenieren, sagt Benjamin Lütolf am darauffolgenden Montag. «Jugendliche waren keine dabei.»